

*Wir dürfen Gottes
Segen sein!*

*Gedanken zu einem
modernen
Christenverständnis*

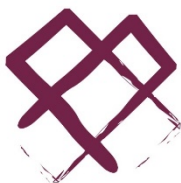
Vorwort

Liebe Leser,

ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Wollen Sie im Anschluss mit mir über meine Gedanken ins Gespräch kommen?

Dann melden Sie sich bei mir:



Dennis Riehle

Laienprediger
& Seelsorge

info@laienprediger-seelsorge.de

Herzliche Segensgrüße

Dennis Riehle

Müssen wir alles wissen,
um gut glauben zu können?

Schon allein die Begrifflichkeit stellt einen Widerspruch in sich dar: Wenn Forscher auf die Suche nach dem „Gottesbeweis“ gehen, muss ihre Mission unzweifelhaft scheitern. Denn bereits die Definition des Gottes lässt es nicht zu, ihn nachzuweisen. Zwar schaffen wir es heute, manch ein Naturgesetz zu beschreiben. Woher es kommt, wie es entstanden ist und wie es funktioniert – all das stellt uns aber vor große Rätsel.

Die Faszination über die Entstehung des Universums lässt uns nicht los, weil wir als Menschen mit unserer Unvollkommenheit nicht umgehen können. Es ist uns nicht begreiflich zu machen, dass es etwas gibt, was wir mit unserem begrenzten Verstand nicht verstehen können. Ungewissheit bedeutet auch Unsicherheit.

Das Geheimnis eines Gottes ist es, dieses Defizit durch den Glauben des Menschen auszugleichen.

Wir werden mit größtmöglicher Wahrscheinlich nie zu dem Punkt gelangen, an dem unsere Überzeugungen in Wissen übergehen. Immerhin scheint die Transzendenz nicht messbar zu sein. Alle Parameter, die wir kennen, haben bislang nicht ausgereicht, einen abschließenden Befund über die Existenz eines Gottes erheben zu können. Und das ist auch richtig so! Denn er würde jegliches Geheimnis, jegliche Größe und jegliche Autorität verlieren, würde er sich durch ein Gen, ein Molekül oder ein sonstiges Teilchen belegen lassen.

Viele Religionen gehen davon aus, dass Gott nicht nur außerhalb unseres Bewusstseins existiert, sondern auch erlebbar und spürbar, vielleicht sogar fassbar ist. Denn nicht nur die fernöstlichen Religionen sehen ihre Götter in Form von Tieren, Naturereignissen und Ritualen als innerhalb ihrer Erfahrung wahrnehmbar an. Und auch das Christentum begnügt sich nicht mit einem transzendenten Gott:

Die Lehre der Trinität zeigt auf, dass es in ihrer Glaubenslehre nicht nur den schöpferischen Gottvater gibt, von dem wir uns kein Bild machen sollen – und der damit unerreichbar ist. Viel eher wird Gott sowohl im Heiligen Geist, vor allem aber in seinem „eingeborenen Sohn“ Jesus immanent. Durch ihn wird der mythische Herrscher schlussendlich personifiziert und damit den Menschen auf der Welt nahbar gemacht. Doch können wir daraus ableiten, dass Christus = Gott ist? Sind Donner und Blitz ein göttliches Zeichen oder gar Gott selbst? Oder finden wir ihn beispielsweise im Bild der Schlange, des Affen oder der Ziege wieder? Bedeutet Immanenz eine Gleichsetzung, eine Deckungsgleichheit?

Gerade der Pantheismus meint beispielsweise, dass Gott in allem steckt. Ob in einem Stein, in einem Auto oder in einem Menschen. Besonders strikte Auslegungen dieser religionsphilosophischen Lehre gehen davon aus, wonach Natur, Umwelt und Universum mit Gott identisch seien. Damit wäre es nicht schwierig, ihn zu erfahren.

Wir müssten wohl nur einen Baum umarmen – und hätten dadurch unmittelbaren Kontakt zu Gott persönlich. Schlussendlich argumentieren Pantheisten damit, dass die gesamte Schöpfung dem Ursprung eines undefinierten Gottes entstammt ist – und er bis heute in Sämtlichem und Jedem zu finden ist. Sicherlich mag diese Überzeugung gerade unter der Fragestellung, woher wir kommen, wer uns gemacht hat, was uns am Leben erhält und welcher materiellen und immateriellen Herkunft wird sind, Vieles beantworten. Wenn man Gott aber mit dem Weltall gleichsetzt, macht man es sich weltanschaulich recht einfach. Denn tatsächlich könnte man dann von einem Beweis sprechen, immerhin ist in diesem Fall der Glaube doch selbsterklärend: Alles, was ist, ist Gott.

Vielleicht bin ich für diese Annahme doch zu sehr naturwissenschaftlich geprägt, als dass ich mir die Antwort auf die Gottesfrage derart leicht machen würde. Ich bin der festen Überzeugung:

Alles Existierende ist von Gott beseelt, weil ich davon ausgehe, dass er es erschaffen hat. Dennoch ist Gott für mich von der Welt verschieden. Er offenbart seine geistige Anwesenheit symbolhaft in seinen Geschöpfen, ist letztlich aber „nur“ Konstrukteur des Seins. Insofern ist er der Erbauer des Hauses, aber nicht das Holz, aus dem es errichtet wurde. Er besitzt ein Copyright für sein Werk, muss dafür aber nicht ständig selbst präsent sein, um den Menschen daran zu erinnern.

Würde Gott sich mit der Gesamtheit der Dinge identifizieren, würde ihm viel von seiner Wundersamkeit verlorengehen. Und auch die Dreieinigkeitslehre springt bei mir nicht an. Für mich gibt es keinen Gottessohn. Jesus ist eine herausragende Persönlichkeit von vielen, der man aufgrund ihres größtenteils vorbildhaften Verhaltens nachfolgen und das Leben nach ihr ausrichten kann. Sieht man mehr in ihm, steigt die Gefahr der menschlichen Überhöhung.

Die Heraushebung und Glorifizierung eines einzelnen Menschen, der Gott auf die Erde bringen soll, damit wir das Handeln und Denken seines Vaters besser nachvollziehen können, ist mir fremd. Denn ich halte mich an die Aussage des Römerbriefs: „Gottes Wege sind unergründlich!“ – und damit gilt auch: Gott möchte nicht verstehbar sein, er will eben gerade nicht als Mensch verstanden werden. Immerhin ist er gemäß Philipper „höher als all unsere Vernunft“. Er zeigt sich nach meiner festen Annahme allegorisch und demonstriert sich immateriell. Schlussendlich findet er sich stellvertretend als Ausdruck vor allem in der Zwischenmenschlichkeit wieder. Dafür spricht auch eine eindeutige Aussage der Heiligen Schrift, die nicht nur von Theologen als universell gesehen wird – und damit über allen anderen Darlegungen der Bibel steht. Im 1. Johannesbrief wird beschrieben, was wir unter ihm verstehen sollen: „Gott ist die Liebe“. Doch auch damit können wir ihn nicht dokumentieren. Er bleibt mit seiner Agape eine Metapher und entfaltet sich, ohne sich zu vergegenständlichen.

Ich bin froh darüber, dass wir ihn nicht greifen können. Denn es tut uns gut, wenn wenigstens ein metaphysisches und übersinnliches Phänomen unentschlüsselt bleibt. Das bewahrt uns vor transhumanistischer Hybris...

Gedanken zur Adventszeit unter Corona-Bedingungen

Es wird Weihnachten - und keiner feiert?!

Ja, diese Wochen sind schwer. Ob es nun die direkten und mittelbaren Folgen von Corona oder ganz persönliche Schicksale dieses Jahres sind: Wir sind eingeladen, all unsere Sorgen und Nöte an die Krippe zu tragen und sie bei Jesus abzulegen. Das Kind in seiner Geburt symbolisiert nicht nur den Neuanfang in aller Krise.

Es macht uns im Wissen und in der zwingenden Parabel zwischen Christfest und Ostern gleichermaßen bewusst, wonach es für eine Katharsis des Leidens bedarf, um anschließend in Hoffnung und Zuversicht wieder erwachsen zu können.

Inwieweit eine Pandemie oder jedes andere Gebrechen nötig sind, gestärkt in die Zukunft gehen zu können, vermag niemand so recht zu beantworten.

Dennoch können wir beim Blick nach Bethlehem feststellen, dass es manchmal lediglich die anfänglich unscheinbar wirkenden Selbstverständlichkeiten braucht, um Ermutigung zu erfahren.

Es sind die kleinen Zeichen der Menschlichkeit, die wir in einer Dekade mancher Überheblichkeit und Egozentrik übersehen, obwohl sie unserem sozialen Miteinander überhaupt erst diese Wärme geben, die auch Maria und Josef ihrem geborenen Baby im Stall inmitten von Tieren und Stroh schenkten.

Lassen also auch wir uns anstecken von der Wundersamkeit der Heiligen Nacht, die über den Karfreitag hinausstrahlt und uns erfahren lässt, dass mit Elend und Pein vielleicht doch nicht das letzte Wort gesprochen ist.

Jammert nicht, zaudert nicht –
denn es gibt Grund zur Freude!

Schon das zweite Jahr in Folge befinden wir uns in einer besonderen Situation. Noch immer sind wir der Corona-Pandemie ausgeliefert – und müssen auch diesmal das Christfest unter Einschränkungen feiern.

Wenn wir auf die vergangenen Monate zurückblicken, dann keimten die ersten Perspektiven auf. Durch Impfungen und das bessere Wetter schien sich die Lage zu entschleunigen. Und doch kommen wir nicht zur Ruhe.

Seit Wochen gehen die Kurven wieder nach oben, die Zahl der Betroffenen steigt. Wir müssen weiterhin wachsam sein und dürfen nicht nachlassen in unseren Bemühungen, „Covid-19“ entsprechend Einhalt zu gebieten.

Gleichsam war es im zu Ende gehenden 2021 auch die Zeit der Warnenden.

Ob nun vor der nächsten Welle des Virus, den Folgen des Klimawandels oder einer möglichen politischen Instabilität und des wirtschaftlichen Abschwungs – selten habe ich so oft von Mahnungen zur beständigen Vorsicht gelesen, die uns über die Medien und im Alltag erreicht haben. Wie gut ist es da, dass wir nun endlich wieder einmal diese Worte hören: „Fürchtet euch nicht!“ (Lukas 2,10 – Lutherbibel 1912). Diese himmlischen Chöre und ihre Verheißung tun not in solchen Tagen! Immerhin sind wir gebeutel und gezeichnet von Entbehrung und Bekümmern.

Nein, es geht überhaupt nicht darum, leichtsinnig oder naiv in das neue Jahr zu gehen. Stattdessen ermutigen und erinnern uns die Worte des Engels an ein gewisses Urvertrauen des Menschen, welches wir durch immer häufigere Reflexe und Panik zu vergessen drohen. Ganz unabhängig davon, ob wir an einen Gott glauben: Wir benötigen einen grundlegenden Halt und ein Fundament, das erdet und in schwierigen Augenblicken nicht verzweifeln lässt.

Orientierung gab vor über 2000 Jahren der „Stern von Bethlehem“. Und heute? Ist es die Inzidenz oder das 1,5-Grad-Ziel, das uns leitet und im politischen wie privaten Handeln lenkt?

Ähnlich, wie uns der Evangelist von der Engelskunde berichtet, so hat auch der Liederdichter Fritz Baltruweit 1981 an jeden von uns den Ausruf gerichtet: „Fürchte dich nicht“ (Evangelisches Gesangbuch Nr. 643.1, Ausgabe Baden, Karlsruhe: Evangelischer Presseverband für Baden e.V., 1. Auflage, 1995) – und er stellt unverhohlen fest: „Gefangen in deiner Angst. Mit ihr lebst du“.

Das klingt zunächst wenig erbaulich, aber trotzdem ist es wahr: Mit unseren Sorgen und Nöten müssen wir einfach zurechtkommen. Es ist die Bestimmung unserer vernunftgeleiteten Spezies, das Dasein auch in Momenten der Furcht zu durchstehen.

Jeder von uns trägt sein eigenes Kreuz mit sich.

Und oftmals habe ich in diesem Jahr in meiner ehrenamtlichen Arbeit in der Selbsthilfe und bei sozialen Vereinen gehört, wie Einsamkeit und Isolation zu einer wahren Seuche geworden sind. Sie belasten uns psychisch – und es ist dringend vonnöten, dass wir im Frühjahr endlich wieder zu neuer Gesellschaftlichkeit und menschlicher Nähe zurückkehren.

Denn sie sind es, die uns letztlich Kraft und Energie spenden – und uns vor emotionaler Verarmung bewahren. Nicht selten haben mir Menschen im Gespräch gesagt, wie sehr ihnen die zweifellos nötigen Beschränkungen eine Pein sind.

Am Himmel über dem Heiligen Land verkündigte damals die Engelsstimme „große Freude“, Lukas erzählt an oben genannter Stelle davon. Maria und Josef hatten einen ebenso beschwerlichen Weg zurückzulegen und waren ausgemergelt von der langen Reise und der frustranen Suche nach einer Herberge.

Für sie war es nur wichtig, ein gesundes Kind zur Welt zu bringen – und es anschließend in Windeln gewickelt in die Krippe zu legen. Gleichsam tat sich Unsicherheit bei ihnen auf, denn die Nachricht, dass die Mutter den Heiland geboren habe, machte nicht nur die sie selbst nahezu sprachlos – fast die ganze Welt stand vor dem Umbruch.

Eine „Stille Nacht“ lag über dem Stall, letztendlich war die drängende Frage, wie es weitergeht – 2021 ist es nicht anders. So viele Variablen, so zahlreiche Modelle, wie unser Kontinent in die nächsten Jahrzehnte kommt. Doch was bringt uns Ruhe in unsere aufgewühlten Seelen? Baltruweit lässt uns nicht mit der Angst zurück. Er formuliert in der zweiten Strophe seines bereits erwähnten Liedes: „Getragen von seinem Wort, von ihm lebst du“.

Es ist also beispielsweise dieses Wort des Engels. Aber nicht nur seines. Viel eher ist es auch der alltägliche Zuruf unserer Mitmenschen, von dem wir zehren und profitieren können.

Jeder von uns hat in diesem Jahr vermutlich größere Hürden nehmen und sich an verschiedenen Stellen kasteien müssen. Andere wiederum mussten wahrhaftig Leid ertragen. Ob bei der Unwetterkatastrophe, am Intensivbett des infizierten Angehörigen oder durch eigene Verwundung, Schicksale und Verlust. Auch nach meinem heftigen Krankheitsschub im Sommer habe ich mich danach gesehnt, eine frohe Botschaft zu hören, die von Frieden und Gnade handelt. Weihnachten bietet die Gelegenheit, nach vorne zu schauen, einen Neubeginn zu wagen und noch einmal durchzustarten. Mitten im Winter beginnt neues Grün zu sprießen.

Nachdem wir in Besinnung auf die metaphorisch und symbolträchtig anmutende Geschichte der Jesu-Geburt gelauscht haben, dürfen wir uns der eigenen und persönlichen Quellen rückversichern und uns bewusstwerden, dass sie in der Lage sind, uns durch tiefe Täler zu begleiten und uns in Richtung Vitalität, Aufbruch und Geborgenheit zu tragen.

Schöpfen wir Mut und Zuversicht, dass nicht die Furcht oder die Warnungen siegen werden. Stattdessen ist es die Hoffnung auf Freudseligkeit und die Versöhnung mit unseren eigenen und den Schmerzen der Anderen, die befreiend wirkt. Loslösung vom Vergangenen lässt uns wachsen.

Mit unserer Angst müssen wir uns zwar abfinden, aber sie bleibt nicht singulär in unserem Alltag und Leben stehen. Baltruweit sprach vom „Wort“. Es steht sinnbildlich für alles, was uns durch unsere Mitgeschöpfe an Gutem zuteilwird. Wie dankbar war ich über jedes Mitfühlen, Ablenken und Rückendecken. Wir sind als Menschen zum Kommunizieren und Interagieren befähigt und können auf verschiedenen Wegen miteinander in Verbindung treten. Ob in Form von Sprache oder sensiblen Gesten, durch Zuwendung oder gar Liebe. Das ist das Geschenk, welches uns zugutekommt – und dessen wir uns nicht nur zum Christfest klar werden sollten.

Als soziale Geschöpfe können wir Krisen durchwinden, weil wir einander haben und Solidarität zeigen können. Wie deutlich wurde das doch in den Hochwassergebieten in diesem Jahr! Schlussendlich wird nicht der Fall zu Boden das Letzte sein, sondern das Aufstehen nach oben. Weil wir uns als Sozietät haben, muss uns nicht mulmig sein. Den Schrecken der Dunkelheit überwinden wir mit der Macht der Engelszungen. Freude soll mit uns sein, weil jeder Tag uns die Chance zum Neuen schenkt. Lassen wir uns beeindrucken von den Worten und Werken, welche uns von unseren Nächsten beschert werden – nicht nur unter dem Weihnachtsbaum...

Wo ist unser persönliches Bethlehem?

Es war zweifelsohne ein ambivalentes Weihnachten: Vielerorts hat die Floskel der „Stillen Nacht“ durch die Corona-Beschränkungen Wahrheitscharakter erhalten.

Oftmals haben die unruhigen Proteste gegen die Politik das friedliche Fest lautstark durchbrochen. Und doch haben die meisten Menschen versucht, sich auch von der erneut ungewöhnlichen Situation nicht beirren zu lassen. Zweifelsohne wird auch 2022 nochmals Einiges von uns abverlangen.

Wie gut, dass wir da noch die Worte von Friedrich Heinrich Ranke in den Ohren haben, der uns in seinem Kirchenlied „Herbei, o ihr Gläub’gen“ (EG 45/GL 143) aufruft, nach Bethlehem zu kommen.

Das Reisen ist in Zeiten in einer Pandemie schwierig. Und wenn der Prophet den Berg nicht erreichen kann, muss es eben umgekehrt sein.

Wo ist also unsere ganz persönliche Krippe, an der wir die Sorgen aus 2021, die Herausforderungen aus dem neuen Jahr ablegen können und darauf vertrauen dürfen, dass Gott sie in seinem Sohn annimmt?

Wo steht der Stall in unserem Leben, den wir aufsuchen und in dem wir Nöte und Herausforderungen darzubringen vermögen? Welches ist der Ort, an dem wir uns besinnen und innehalten können?

Schaffen wir uns ganz bewusst Wege, mit denen wir Kontakt zum Herrn aufnehmen können. Ob es das einkehrende Gebet ist, in dem wir unsere Gedanken übermitteln können.

Ob es die Oasen-Momente der Auszeit sind, in denen wir wieder einmal zu uns finden und Abstand von aller Hektik, allem Trubel und dem Alltagsverdruss nehmen. Ob es die kleinen Dinge sind, die wir neu entdecken und die uns offenbar werden lassen, wie wertvoll unser Dasein ist.

Ob es Freunde und Mitmenschen werden, welche wir in den nächsten Monaten wieder einmal hautnah aufsuchen, statt nur über Videochats mit ihnen zu kommunizieren.

Oder ob es ernstgemeinte Vorsätze sein mögen, vielleicht spiritueller oder seelsorgender Natur, mit denen wir uns etwas Gutes zu können – nicht das Ende vom Rauchen, viel mehr Sport oder weniger Arbeit, sondern Rituale und Methoden, die wir nicht nur zum Schein einhalten, um unser Gewissen zu erleichtern. Viel mehr braucht unsere Existenz nach diesen zerrütteten Wochen wieder Struktur und Halt, die wir nur mit bestätigenden und sinnstiftenden Formen der individuellen Erfüllung erreichen können.

Fragen wir uns also, wohin uns der Stern lotst, wo unser ureigenes Bethlehem zu finden ist. Nehmen wir die Gelegenheit wahr, diesen Geburtsort als Sinnbild für einen Neustart unseres persönlichen Lebens zu begreifen.

Nichts eignet sich besser als der Beginn eines Jahres, um sich glaub-würdige Gedanken darüber zu machen, welche Veränderungen tatsächlich notwendig und zielführend sind. Machen wir uns ehrlich mithilfe des Kindes dort in der Krippe, betrachten wir unser Hiersein mit seiner Unbeflecktheit, lassen wir los – und schaffen wir frische Perspektiven.

Rückbesinnung auf den Heiligen Valentin

Mittlerweile ist er vor allem für die Wirtschaft zu einem Ereignis geworden, an dem der Absatz von Blumen, Pralinen und Parfüm ins Unermessliche steigt. Doch in Wahrheit steckt hinter dem Valentinstag ein ernster Hintergrund: Der heilige Schutzpatron, der dem 14. Februar seinen Namen gab, war ein Verfechter der Liebe zwischen allen Menschen. Er hat diejenigen getraut, die ausgegrenzt und von der Gesellschaft verachtet wurden.

Wie hochaktuell ist diese Thematik beispielsweise durch das Outing von Kirchenmitarbeitern geworden, die sich zu ihrer sexuellen Orientierung und Identität bekannt haben.

Sie sind der Überzeugung, dass Liebe überall dort sei, wo auch Gott ist. Er unterscheidet nicht, ob sich Männer und Frauen gegenseitig oder auch untereinander lieben.

Viel eher ging der Heilige Valentin davon aus, dass auch diejenigen unter dem Segen des Herrn und dem Schutz dieser neuerdings als „Verantwortungsgemeinschaft“ bezeichneten Verbindung zweier Menschen unterschiedlicher Couleur stehen, die in der Öffentlichkeit keine Anerkennung fanden – aufgrund von Vorurteilen, Stigmatisierung und der überholten Überzeugung, Liebe könne nur zwischen Heterosexuellen stattfinden.

Letztendlich haben bereits viele Verse aus der Heiligen Schrift diese dogmatische Verirrung widerlegt. Und auch zahlreiche Liederdichter haben sich mit der Frage befasst, wie es sich denn jetzt mit der Liebe verhält. Wenn wir die Zusage aus dem 1. Johannesbrief ernstnehmen und davon ausgehen, dass Gott selbst die Liebe sei, wird sich der kritische Christ von heute zu Recht echauffieren: Angesichts von Leid, Katastrophen und persönlichen Krisen fällt es schwer, das Bild eines ausschließlich liebenden Gottes aufrechtzuerhalten.

Doch ich möchte entgegenhalten: Liebe ist nicht eindimensional. Wir verbinden mit ihr ausschließlich emotional Positives. Doch ist es nicht der größte Liebesbeweis, dass uns Gott als souveräne und eigenverantwortliche Wesen geschaffen hat?

Ernst Hansen schreibt in seinem Text aus dem Evangelischen Gesangbuch (Ausgabe Baden), Nr. 653 unter dem Titel „Gottes Liebe ist wie Gras und Ufer“ in der ersten Strophe: „Frei sind wir da, zu wohnen und zu gehen. Frei sind wir, ja zu sagen oder nein“. Liebe hat tausende Gesichter – und zu ihr gehört nicht nur die subtile Äußerung von Gefühlen, sondern auch der Zuspruch: Weil ich dich liebe, lasse ich dich los. Gott schenkt uns die Unabhängigkeit, er traut uns zu, selbst zu entscheiden und zu wirken. Daraus folgt letztlich auch der Umstand, dass es Liebe ist, wenn wir einmal stürzen. Denn die oftmals falsch verstandene Allmacht Gottes ist eben kein Garantieschein, dass wir von Pein und Qual verschont werden.

Stattdessen ist es auch die Liebe von fürsorgenden Eltern, wenn sie ihr Kind irgendwann in die weite Welt entsenden, um Erfahrungen zu sammeln.

Ohne die Erkenntnis, dass unser irdisches Dasein nicht ohne Gefahren ist, können wir schon deshalb nicht überleben, weil es uns an der Einsicht fehlt, wonach man nach dem Fallen auch wieder aufstehen kann. Und dabei hilft uns Gott allemal. Er streckt die Hand aus, damit wir vom Boden hochkommen.

Durch Menschen, die uns in den schwierigsten Augenblicken an der Seite stehen, zuhören und uns trösten. Durch die kleinen Gesten des Alltags, die aus unserem Radar verschwinden – und das Leben doch so kostbar machen.

Und durch die Zuversicht, dass nach den Tälern auch wieder Höhen kommen werden. Dessen können wir uns gewiss sein, weil Gott schon so oft indirekt ins Weltgeschehen eingegriffen hat.

Wir sollten also verstehen, dass Gottes Liebe nicht plump ist, sondern sich im endlosen Vertrauen äußert, wonach wir als seine Geschöpfe über richtig und falsch befinden können. Diese Fähigkeit erlaubt uns auch, zu dem Urteil zu kommen, dass Valentin recht hatte: Liebe ist überall, wo Menschen sind – weil wir uns als Abbild Gott bezeichnen dürfen.

Gottes Frieden geht anders...

Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen? – In Anlehnung an Jesu Worte mag es dieser Tage vielen Menschen in aller Welt so ergehen: Sie fragen sich, weshalb es dieser allmächtige Schöpfer erneut zugelassen hat, dass ein sinnloser Krieg unser Miteinander erschüttert.

Nicht erst seit dem Holocaust fällt es auch vielen Christen schwer, an diesen theistischen Lenker zu glauben.

Lässt er uns mit dem Wahnsinn einzelner Staatenlenker schon wieder alleine? Wie können wir ihm angesichts der schrecklichen Bilder von Zerstörung und Leid noch vertrauen? Und weshalb vermag er es offenbar wiederkehrend nicht, Riegel vor einen selbstherrlichen Politiker zu schieben? Die Enttäuschung und die Verzweiflung angesichts seiner offenbaren Untätigkeit muss letztendlich zu Zweifeln führen.

Wieder kommt die „Theodizée“-Frage auf – und sie lässt uns mit Kopfschütteln zurück.

Doch schon Zofia Jasnota formulierte in seinem Lied „Unfriede herrscht auf der Erde“ (EG 663, Evangelischer Presseverband für Baden, 1. Auflage, 1995) von 1977, dass „Gott selbst es sein wird“, der der Welt Frieden schenkt. Dabei handelt es sich aber eben nicht um diesen menschlichen Pazifismus, den wir uns vorstellen.

Bereits im Rahmen der Schöpfungsgeschichte wird klar, wonach Gott die Eigenverantwortung und Freiheit seiner Ebenbilder als das wohl höchste Gut an uns irdische Wesen geschenkt hat.

Er befähigt uns zur Einsicht, was „gut“ und „böse“ ist. Dazu gehört letztlich auch der schwer zu fassende Umstand, dass es Menschen gibt, die ihre eigene Interpretation dazu haben. Auch Putins wirre Vorstellungen müssen wir unter diesem Aspekt als eine völlige Zumutung hinnehmen, wenn wir uns gleichzeitig bewusstwerden: Gott ist kein Lückenfüller, der uns in glückseligen Zeiten selbstständig agieren lässt und den wir lediglich in Krisen zu Rate ziehen können.

Wenn wir uns vollständig auf ihn einlassen, bedeutet das auch, mit menschengemachten Katastrophen umzugehen.

Gleichsam wäre es falsch, ihm eine vollständige Abwendung von der Welt vorzuwerfen. Denn es ist seine eigene Art und Weise des Beistands, den er uns auch dann zuteilwerden lässt, wenn wir seine Abwesenheit beklagen – weil wir seine Form des Friedens nicht verstehen und erkennen können. Solidarität und Humanität sind seine Möglichkeiten des Ausdrucks von Versöhnung. Und sie merken wir auch im Ukraine-Krieg 2022 erneut:

Es sind diese unfassbaren Gesten der Mitmenschlichkeit, von Trost und der ausgestreckten Hand, die weite Teile der in- und ausländischen Zivilbevölkerung den Opfern dieses unerträglichen Konfliktes zukommen lassen. Die Suppe, die sie für die Flüchtenden kochen. Matratzen und Tücher zum Schlafen in den eigenen vier Wänden für die Schutzsuchenden von nebenan. Transparente und Banner bei den unzähligen Demonstrationen und Protesten. All das ist Gottes Friede.

Jetzt erst recht: Einsatz für den Pazifismus!

Kaum jemand konnte sich vorstellen, dass im 21. Jahrhundert in Europa der Krieg zurückkehren würde. Dass sich auch die katholische Friedensorganisation getäuscht hat, als es um die Frage der Einschätzung der Invasion Russlands in die Ukraine ging, ist nur allzu menschlich. Viel eher habe ich Respekt vor ihrem Eingeständnis: Mit einem derart entfesselten und von jeder Humanität losgelösten Angriff durch Machthaber Putin konnten die meisten außenstehenden Beobachter nicht rechnen. Und selbstredend war es nur allzu richtig, auch bis zum Schluss auf Diplomatie zu setzen.

Dass der Kreml dem Westen derart offen ins Gesicht lügt, ist eine bittere Erkenntnis, die wir aber nicht erahnen konnten. Sicher vermochten Insider den steigenden Realitätsverlust des Despoten in Moskau und seine Unberechenbarkeit vermuten. Schlussendlich ist es aber Aufgabe einer christlichen Organisation, die sich für Pazifismus ausspricht, bis zuletzt für eine gewaltlose Lösung zu werben.

Gutgläubigkeit und Naivität kann man insofern uns allen vorhalten, die wir an Ethik und Moral festgehalten haben und an völkerrechtliche wie zwischenstaatliche Vereinbarungen und Selbstverständlichkeiten nach dem Kalten Krieg glaubten.

Nicht nur für christliche Friedensorganisationen ist es eine zutiefst bedrückende Einsicht, dass wieder einmal ein Anführer in der Welt allen Konsens gebrochen und zivilisatorische Grundsätze über Bord geworfen hat. Bundeskanzler Scholz spricht von einer Zeitenwende – und damit verbunden ist auch ein Umdenken. Alle, die sich für Verständigung eingesetzt haben, müssen heute debattieren, ob sich die Hoffnung auf ein friedliches Miteinander in Luft aufgelöst hat und die Vision von einer Versöhnung unter den Menschen auf den Boden der Tatsachen zurückgefallen ist. Kritisch wird zu diskutieren sein, inwieweit Zuversicht durch die Realität eingeholt wurde. Hilflosigkeit drücken die Einlassungen der diversen christlichen Pazifisten aber keinesfalls aus.

Viel eher hinterfragen sie, inwieweit die Arbeit für den Frieden künftig von mehr Pragmatismus geprägt sein muss.

Es ist allerdings nicht vordergründig ihre Aufgabe, politische Antworten zu geben. Stattdessen ist es nur allzu konsequent, auch weiterhin an Utopien festzuhalten, die Kompass für alle Gläubigen sein müssen, welche nicht nur auf eine Zeit nach Putin blicken, sondern auf die Überwindung von Krieg und Gewalt durch göttlichen Frieden bauen. Im Augenblick ist es eine rationale, gleichsam für jeden Pazifisten vollkommen unbefriedigende Feststellung, dass wir angesichts der neuerlichen Offenbarung eines menschlichen Tyrannen nur mit irdischen Reflexen handeln können. Da ist es eine allzu verständliche Panikreaktion, aus dem eigenen Sicherheitsbedürfnis heraus nach mehr Verteidigung zu schreien.

Die Herausforderung für die Friedensorganisationen wird es sein, diese Maschinerie der Aufrüstung mit einem klaren Bekenntnis zu den eigenen Idealen zu durchbrechen.

Wer, wenn nicht Christen, können und müssen auch im Angesicht von Leid und Pein mit Gottvertrauen gegen die Barbarei ankämpfen. Gebet, Protest und Solidarität sind keine leeren Worthülsen, sondern haben in der Geschichte bereits Waffen zum Schweigen gebracht. Standhaftigkeit statt Verzweiflung, Mut zum weiteren Dialog und Gewissheit um das Unbesiegbare des Guten: Derartige Zeichen und Signale erwarte ich von allen Christen, die sich dem Frieden verpflichtet sehen. Sie sollte sich nicht den journalistischen Stempel als die Resignierende aufdrücken lassen.

Wer nicht segnet, versündigt sich!

Wenn wir einen anderen Menschen segnen, setzen wir dem Wortursprung gemäß ein Zeichen. Wenn Pfarrer, Theologen und Laien ein Gegenüber segnen, erbitten sie für ihn Gottes Kraft, Zuspruch, Gnade und Schutz.

Nicht wir selbst „kennzeichnen“ den Anderen, nur Gott selbst kann ihm seinen Segen geben. Wir sind lediglich das ausführende, irdische Instrument. Daher steht es uns auch nicht zu, den zu segnenden Mitmenschen zu beurteilen.

Ob am Ende der Segen für ihn fließen wird, entscheiden nicht wir. Daher ist es eine Anmaßung gegenüber Gott, wenn wir das Spenden des Segens nur deshalb verweigern, weil wir solch ein „Abzeichen“ aus dogmatischen Gründen ablehnen.

Wir sind Gottes Werkzeuge, um seinen Segen in der Welt zu verteilen und dabei nicht berechtigt oder befähigt, durch eigene Werturteile zu bemessen, wann jemand diesen Segen „verdient“ hat.

Denn blicken wir auf die lutherische Lehre, steht er jedem Kind Gottes zu, bedingungslos. Daher ist es ein Frevel, wenn wir homosexuellen Paaren keinen Segen zusprechen. In der Bibel finden sich keine ernsthaften Argumente, wonach gleichgeschlechtlich orientierte Personen nicht von Gott bejaht würden.

Blickt man auf die vielfach zitierten Schriftstellen im Tanach, sind sie unter kritischer Betrachtung häufig nur aus dem Zusammenhang gerissen, fragwürdig übersetzt oder der zeitlichen, gleichsam vergänglichen Moral geschuldet.

Gott unterscheidet die Agape nicht. Aus seiner Perspektive gilt sie universell – und zwischen jedem Mann und jeder Frau gleichermaßen.

Das Neue Testament hebt entsprechende Differenzierungen, insbesondere aus den Büchern Mose, faktisch wiederum auf. Zuneigung und Zweisamkeit zwischen Menschen, unabhängig ihrer biologischen Identität, können eben keine Sünde sein.

Die Gebote zu Sittlichkeit und Verantwortung im Sexualverkehr gelten für alle, es gibt keinen Grund zur Behauptung, dass sie sich besonders und ausschließlich an Homosexuelle richteten.

Es geht beim Segen nicht darum, ob wir als Erbetende für Gottes Fürsprache und Vermittler seines Lobpreises die Lebensweise des Anderen befürworten. Wir sind nicht seine Richter, sondern Anwälte der Liebe. In dieser Funktion entspricht es Arbeitsverweigerung, wenn wir den Ritus des Segens aus Aspekten der Tradition, Werte, Normen oder Befindlichkeiten nicht weitergeben wollen.

So stünde es manch einem Priester gut zu Gesicht, sich selbst zurückzunehmen und die eigenen Ansprüche in den Hintergrund zu stellen. Denn die Annahme eines Menschen durch Gott obliegt nicht unserer Gutheißung. Sie ist vorbehaltlos und unbegrenzt.

Mein persönliches Pfingstwunder...

Seit vielen Jahren engagiere ich mich in der sozialen Beratung von geflüchteten Menschen. Und so ist auch derzeit das Engagement vieler ehrenamtlicher Helfer erneut sehr gefragt. Mit der Ankunft von Kriegsoptionen aus der Ukraine ist neben dem Staat auch die deutsche Zivilgesellschaft gefragt, sich für die Versorgung, Unterkunft und Eingliederung derjenigen einzusetzen, die aufgrund der russischen Bomben ihre Heimat verlassen mussten. Und all das klappte von meiner Stelle aus auch wunderbar. Bis vor eineinhalb Wochen...

Ganz kurzfristig rief mich ein Kollege an, ein junger Mann aus der Nähe von Kiew sei hier angekommen und benötige dringend eine erste Orientierung. Das was noch nichts Besonderes, denn solche Situationen sind in der jüngeren Vergangenheit häufig aufgetreten. Insofern empfing ich den Flüchtling Mitte 20 und freute mich, dass ich ihm zumindest bei der Suche nach einer Wohnung und der Vermittlung an die zuständigen Ämter und Behörden würde

helfen können. Doch dann stand ich vor einem Problem: Bisher hatten die Geflüchteten mit guten Englischkenntnissen kommuniziert. Aber der bislang als Auszubildender in der Ukraine tätige Mann sprach lediglich Ukrainisch.

Eigentlich war auch das kein Hindernis, denn auf solche Momente waren wir bislang gut vorbereitet. Freiwillige Dolmetscher standen für gewöhnlich zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit und sprangen bei Sprachbarrieren ein. Allerdings schien das dieses Mal anders zu sein: Egal, wohin ich telefonierte, ich bekam dieselbe Auskunft. Derzeit war kein Übersetzer vorhanden und die Nutzung einer etwaigen App wollte auch nicht wirklich gelingen. Seine wichtigsten Daten konnte mir Dimitri (Name geändert) auf ein Blatt Papier schreiben. Allerdings standen wir dann vor einer echten Hürde: Wie sollte ich alle Informationen übermitteln, wenn meine Kenntnisse bei Englisch und Französisch endeten, mein Gegenüber neben seiner Muttersprache aber lediglich ein paar Brocken Polnisch konnte?

Tatsächlich kann ich heute kaum noch schildern, was dann passierte. Aber es erinnerte mich an das Pfingstwunder:

Dimitri und ich kämpften uns durch die wichtigsten Grundlagen für einen Neustart in Deutschland nach der Flucht aus der umkämpften Ukraine.

Mit Händen und Füßen, Schreiben und Malen, einer Übersetzungs-Software und dem peniblen Versuch meinerseits und seinerseits, anhand der Worte des Anderen zumindest einzelne Wörter zu verstehen und zu deuten, mühten wir uns knapp drei Stunden durch Adressen, einen Dschungel an Paragraphen und Vorschriften und die nötigsten Angaben, die es Dimitri doch möglich machten, sich auf den Weg zum zuständigen Ansprechpartner zu machen.

Obwohl man die Sprache des Mitmenschen nicht kennt, scheint man sich verständigen zu können. So war es auch, als die Jünger am 50. Tag nach Ostern zu jener Zeit auf die Apostel trafen und gemeinsam Schawuot – das jüdische Wochenfest – zelebrierten.

Nachdem Jesus seinen Jüngern bereits am Abend des Ostertages erschienen war und ihnen den Geist Gottes einhauchte (Joh 20,19-23), erzählt die Apostelgeschichte (Kap. 2, Vers 3 -13), dass am Pfingsttag die Begebenheit der „Zungen wie von Feuer“ auf die versammelte Gesellschaft herabkam und die Jünger die Apostel in ihrer eigenen Sprache reden hörten – obwohl sie sie eigentlich weder verstanden, noch zu sprechen beherrschten. Sie waren vom Heiligen Geist beseelt worden, der Brücken überwand und sie somit einander näherbrachte.

Ein Fest der Verständigung – wann könnte es passender sein als in Kriegszeiten! Ein Zufall, dass das Markusevangelium in Kapitel 1, Vers 10 den Geist als (Friedens-)Taube beschrieb, die sich bei der Taufe Jesus auf ihn setzte? Was als Geburtsstunde der Kirchen interpretiert wird, ist ein Augenblick der Versöhnung. Immerhin kann Sprache die Menschen über Grenzen der Völker hinweg verbinden – wenn wir einander zuhören und uns bemühen, die Botschaft des Gegenübers entsprechend zu erfassen.

Auch bei meiner Begegnung mit Dimitri wirkte der Heilige Geist, davon bin ich überzeugt. Auch ich konnte ihn mit einer frohen Kunde in die Welt entlassen: Er ist nun in Sicherheit, wir werden uns um ihn kümmern und ihm ermöglichen, in Deutschland ein neues Leben beginnen zu können.

Während die Jünger der Verkündigung der christlichen Nachricht lauschten und sie danach verbreiteten, sind es auch heute die Rufe nach dem Ende der Gewalt, welche wir zum Pfingstfest unter die Gemeinschaft bringen sollten. Ich bin mir sicher, das Symbol der Taube wird in allen Herren Ländern gleich aufgefasst und gilt als Ermutigung und Auftrag, die friedienstiftenden Aspekte der Religionen zu Pentakoste hervorzuheben und auch dorthin zu tragen, wo derzeit noch immer Hass, Zwietracht und Missgunst herrschen.

Nein, ich glaube nicht daran, dass Putin dadurch seinen Feldzug beenden wird. Und doch setzen wir ihm als Christen mit Pfingsten einen Moment der Einigkeit aller Zivilisationen guten Willens entgegen.

Gottes Geist wirkt unverhofft und überraschend. Er überwindet Grenzen dort, wo niemand sie für möglich hielt. Er befähigt uns, einander zu verstehen.

Gerade das brauchen wir jetzt, wenn Gesprächskanäle zugeschüttet sind und die Diplomatie für den Frieden an ihr Limit gekommen ist. Zwischen mir und Dimitri hat die Kommunikation auf merkwürdige Weise funktioniert. Warum nicht auch anderswo?

Wird Gott Putin seine Schandtaten vergeben?

Der russische Präsident hat am 24. Februar 2022 neue Tatsachen geschaffen: Durch einen anlasslosen Angriffskrieg überfiel er mit seiner Armee die Ukraine und brachte unendliches Leid und unmenschliche Not über das Nachbarland. Über die Beweggründe für das irrationale Handeln von Wladimir Putin kann man letztlich nur spekulieren. Wie so oft in der Geschichte, scheinen auch dieses Mal fadenscheinige Argumente bemüht worden zu sein: Mit einer zurechtgelegten Propaganda und dem Abdriften in eine Parallelwelt gelang es dem Machthaber im Kreml, auch eigene Bürger von seiner verschwurbelten Theorie zu überzeugen. Christen überall auf dem Globus fragen sich nun, wie solch eine Brutalität mit dem orthodoxen Bekenntnis Putins in Einklang zu bringen ist – und noch viel eher: Wird Gott diesem Despoten seine Taten verzeihen können? Schon bei manch anderen dunklen Gestalten der Vergangenheit ist diese Überlegung aufgekommen.

Beispielsweise wird bis heute im Rahmen der Holocaust-Theologie nicht nur die Debatte geführt, ob und warum sich Gott aus dem Massenmord an Millionen von Juden und Minderheiten herausgehalten hat und das Wüten der Nationalsozialisten scheinbar trotz seiner Allmacht geschehen ließ. Auch der mögliche Gedanke, wonach Jesus am Kreuz sogar für Verbrechen wie jene russischer Soldaten und Machthaber gestorben ist, mag für uns befremdlich klingen. Denn kann man diese Grausamkeit tatsächlich mit demselben Maß wie den Ehebruch oder das falsche Zeugnis wider unseres Nächsten messen? Oftmals herrscht noch immer die Theorie der bedingungslosen Sündenvergebung vor, die aber weder mit der kirchlichen Lehre, noch mit der biblischen Überlieferung in Einklang zu bringen ist. „Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben“ (Mt 6,14 - LUT 1912) – ein eindeutiger Konditionalsatz aus den Evangelien, welcher uns klarmacht: Gottes Nachsehen ist an den Umgang mit dem Sünder auf Erden gekoppelt.

Damit muss nicht zwangsläufig eine juristische Verurteilung nach irdischen Gesichtspunkten gemeint sein. Viel eher hängt Gottes Umgang mit dem Rechtsbrecher der Zehn Gebote von dem Umstand des Verzeihens durch seine Mitmenschen ab. Und dabei verlangt Gott keinesfalls ein vorbehaltloses Entschuldigen. Die Sühne, die ein Verbrecher für seine Entgleisungen auf sich nehmen muss, sind eindeutig definiert: Erst, wenn Reue, Buße und Umkehr erkennbar und glaubwürdig sind, ermahnt uns Gott zur Annahme des Täters, bei dem er aber keine Unterschiede macht. Während es nach weltlichen Gesichtspunkten auf die Schwere des Vergehens ankommt, differenziert Gott zwischen dem beim Nachbarn Äpfel klauenden Jungen und dem Serienmörder nicht. Diese Auffassung mag mit unserem menschlichen Empfinden von Gerechtigkeit nur schwer zu vereinbaren sein. Doch gleichsam müssen wir feststellen: Ehrliches und fruchtbringendes Bedauern fällt dem Taschendieb leichter als dem Kriegsverbrecher.

Denn es kommt wesentlich darauf an, ob der Betreffende sein Verhalten als falsch und unrecht anerkennt und gleichsam bereit und willens ist, sich für Versöhnung und Wiedergutmachung einzusetzen.

Einen Freifahrtschein für jeden Menschen, um zur Rechten Gottes sitzend auf Nachsicht zu vertrauen, gibt es nicht.

Das göttliche Gericht bemisst sich zwar an anderen Gesichtspunkten, ist aber keinesfalls unvoreingenommen. Und nachdem Gott uns als seinen Ebenbildern bereits in den Büchern Mose die Fähigkeit geschenkt hat, zwischen „gut“ und „böse“ unterscheiden zu können, obliegt es auch uns, unseresgleichen bei Verfehlungen kritisch zu begegnen.

Nein, die Aussage aus dem Matthäus-Evangelium ist kein Aufruf zu Selbstjustiz. Stattdessen ermutigt sie die Weltgemeinschaft, Straftäter auf Herz und Nieren zu überprüfen:

Wie steht es um ihre Einsichtsbereitschaft und Eigenreflexion?

Inwieweit dies nun vor einem Kriegsverbrechertribunal oder durch jeden einzelnen Christen von uns geschieht: Gott bindet sein Erbarmen mit dem Sünder an die Bereitschaft der Völker, jemandem aufgrund seines authentischen Schuldbewusstseins zu vergeben. Ob das nun bedeutet, dass Putin und seine Schergen in die Hölle wandern werden, weil ihnen offenkundig jegliche Aufrichtigkeit für ihr Tun fehlt, entscheiden schlussendlich nicht wir.

Ohnehin: Die Überzeugung an das Fegefeuer scheint in einer modernen Theologie des Protestantismus schon allein deshalb nicht mehr zeitgemäß, weil es dem menschlichen Hirn entsprang und wiederholt zum Missbrauch genutzt wurde. Aber auch die Rechtfertigungslehre Luthers macht deutlich: Läuterung geschieht eben nicht erst als Vorhut an der himmlischen Eingangspforte, sondern allein durch Christi Güte anhand unserer diesseitigen Bußfertigkeit. Insofern ist es nicht nur allein für unser Gewissen von großer Bedeutung und Tragweite, dass auch wir unser Urteil über einen Anderen nicht ohne Blick auf seine Reumütigkeit fällen.

Auch Gott wird durch Jesus die
Selbstanklage jedes Sünders in die
Waagschale werfen, um den jenseitigen Stab
über ihn zu brechen. Vielleicht ist diese
Gewissheit in diesen Tagen tröstlich...

Warum ich kein Pantheist bin...

Es klingt so zeitgemäß: Die philosophische und religiöse Weltanschauung des Pantheismus scheint nach ihrem Höhepunkt im 18. und 19. Jahrhundert eine Renaissance zu erleben. Was Spinoza, Goethe oder Einstein glaubten, scheint heute wieder „en vogue“ zu sein.

Denn die Vorstellung, dass alles „eins“ ist, kommt den Äußerungen vieler Menschen rund um den Erdball – besonders aber in den westlichen Industrienationen – sehr nah:

Sie sind überzeugt von einer undefinierten Masse des „Höheren“ – und gleichzeitig der Meinung, dass Gott überall ist, in uns und um uns herum. Der Pantheismus, der eine Immanenz erkennt und damit Natur, Mensch Gott, Zeit und Raum gleichsetzt, wird dem Anspruch an einen Gemischtwarenladen und einer „Patchwork-Religion“, in der sich letztlich jeder dessen bedient, was aktuell in die individuelle Lebenssituation passt, überaus gerecht.

Doch gleichsam trägt ein Einheitsbrei aus dem Ungefährlichen nicht dazu bei, die eigene Religiosität zu schärfen oder Orientierung und Halt zu finden – im Gegenteil. Eine sich stets wandelnde und anpassende Form des Glaubens ist nicht frei, sondern beliebig. Der Pantheismus des 21. Jahrhunderts entwickelt sich zunehmend in eine Richtung von Esoterik und Wohlfühlemotion, durch den Weichspüler der Naivität so lange geschleudert, bis sich jeder Einzelne um konkrete Aussagen eines weltanschaulichen Bekenntnisses winden kann. Wer Schöpfer und Geschöpfe nicht mehr voneinander trennt und damit den Entwickler zum Produkt verkommen lässt, kaschiert notwendige Grenzen, die den Menschen vor Überheblichkeit, Anmaßung und Transhumanismus schützen.

Wer die Transzendenz verneint, verwischt die Schaffenskraft Gottes als Motor, Antrieb und Idee alles Dies- und Jenseitigen – und reduziert die Größe des Urhebers allen Seins auf das menschliche Fassbare und Erahnbare. Doch mein Glaube ist es, dass Gott das Universum in seinen Händen hält – und damit außen stehen muss.

Das bedeutet nicht, dass er All und Welt fremd und entfernt ist.

Viel eher glaube ich daran, dass er in seiner christlichen Trinität als Sohn unter uns wohnt – und uns als Heiliger Geist umschließt.

Als der Vater trägt er Endlichkeit und Unendlichkeit, Himmel und Erde – und kann damit unmöglich „nur“ Einheit mit all dem sein, was existiert.

Seine Größe reicht über das uns Bekannte und Unvorstellbare hinaus, weil ich mir sicher bin, dass sich Gott als personalisierte Kraft zeigt.

Folgt man dem Pantheismus ohne jeglichen deistischen Ansatz und im blinden Vertrauen auf eine von Gott in Friede und Liebe beseelte Gegenwärtigkeit, kommt diese Schönfärberei einer durch göttliche Stärke angefeuerten Evolution gleich, welcher jegliche eingreifende und sich offenbarende, theistische Prägung fehlt – und damit einem Atheismus identisch ist.

Solange sich der Pantheismus nicht weiterentwickelt und es versäumt, sich Krauses Lehre vom Panentheistischen zu nähern, bleibt er eine rein spirituelle Erscheinung, die zwar die Seele bedienen mag, für Verstand und Geistlichkeit aber nichts übrighat. Insofern ist für mich klar: Gott muss different sein. Er darf nicht zu einem farblosen Wesen degradiert werden.

Gottlose Kurzsichtigkeit kann das
Inflationsproblem nicht lösen!

Wer sich in diesen Tag als Ökonom schimpft und auf die Inflation keine andere Antwort als die Anhebung des Renteneintrittsalters auf 70 Jahre parat hat, verkennt jede Dramatik der momentanen Situation und ihre Sprengkraft für das soziale Gefüge.

Denn bereits im ersten Semester des VWL-Studiums erhält man differenziertere Betrachtungen zur Preissteigerung und den Maßnahmen, die aus dem magischen Vieleck der Wirtschaftslehre abzuleiten sind.

Einseitige Vorschläge sind stets geeignet, neue Gräben in einer Gesellschaft aufzutun.

Bislang wurde von Seiten unseres Bundesfinanzministers kein wirkliches fiskalpolitisches Instrument in die Hand genommen, das im Augenblick angezeigt wäre, um das Gleichgewicht der Kräfte im wirtschaftlichen Kreislauf wiederherzustellen.

Und dass bei allen Ausführungen ökonomischer Experten die „Heilige Kuh“ der EZB fast unangetastet bleibt und ihre Zögerlichkeit und Faulheit in der primären Aufgabe der Kostenbalance im Euroraum verteidigt wird, macht sehr deutlich, dass es einer Debatte über die Unabhängigkeit der Zentralbanken und einer Hinterfragung der Beweggründe für ihre Entscheidungen bedarf.

Es sind die Millionäre und Milliardäre dieses Landes, die sich bereitwillig zeigen, in der derzeitigen Krise Verantwortung zu tragen und einen Beitrag zu leisten. Die von mancher Ideologie getriebene Ampel-Koalition verhindert jedoch jegliche Abgabe in Form einer Vermögenssteuer, eines Solidaritätsbeitrags oder höherer Einkommenssteuern für die obersten Zehntausend. Dabei besagt bereits die Bibel: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen“ (Mt 6,19 – LUT 1912). Es ist nach Jahren der Gewinne und Profite an der Zeit, dass die Unternehmen diese abschöpfen und in Investitionen stecken.

Immerhin sollte jeder nach seiner finanziellen Kraft herangezogen werden, einen Teil für die Allgemeinheit beizutragen: „Deshalb ist es notwendig, sich unterzuordnen, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. Das ist auch der Grund, weshalb ihr Steuern zahlt“ (Röm 13,5-6 – EU).

Anpassungen des Lohngefüges an die Inflation sind in verhältnismäßigem Umfang angezeigt, die Einkommen müssen zumindest annähernd die Entwertung auffangen. Daher sind entsprechende Forderungen der Gewerkschaften nach einem kräftigeren Schluck aus der Pulle nach mageren Phasen allemal gerechtfertigt.

Der Mindestlohn ist als staatlicher Eingriff in der heutigen Lage angemessen und sollte trotz Drohungen der Arbeitgeber wie geplant eingeführt werden. Denn im dritten Jahrzehnt der 2000er-Jahre wird allzu deutlich, dass eine zügellose Marktwirtschaft sich eben nicht selbst reguliert. Viel eher führt sie offenbar zu immer neuem Streben nach Mehr.

Manch einem Manager rufe ich die Worte aus 1. Tim 6,8 zu und hoffe auf die Überzeugungskraft der Worte, die schon in der Vergangenheit einige Überheblichkeit geerdet hat: „Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen“.

Ja, Zufriedenheit mit dem, was wir haben, steht uns gerade jetzt gut zu Gesicht, wo in anderen Teilen der Welt Menschen ums Überleben kämpfen, während Großanleger mit der Not dieser Völker Gewinne machen und Investment-Blasen bilden: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Mt 6,24 – LUT 1912).

Demut vor den Anderen, dem durch unseren himmlischen Schöpfer hervorgebrachten Mitmenschen, in dem die Ebenbildlichkeit erkennbar und sichtbar wird, sollte im Trend liegen. Trotzdem meinen immer noch viele, Anhäufungen von Vermögen sei legitim – und beharren auf einer „Leistungsgerechtigkeit“. Doch gerade sie sieht Gott nicht vor. Das macht das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg immer wieder deutlich:

Es zählt am Ende nicht, wie viel wir an persönlicher Kraft und Energie, an Zeit und Engagement eingebracht haben. Am Schluss werden wir alle mit demselben Lohn vergütet, weil wir vor Gott und dem Gesetz gleich sind.

Es ist nunmehr nötig, mögliche Preisabsprachen mit Transparenz aufzuzeigen und zu beenden, Deckelungen bei Preisexplosionen vorzunehmen und der Tendenz zur Kartellbildung mit wirtschaftspolitischer Konsequenz zumindest dort entgegenzuwirken, wo Spekulation und gefährliches Investment ethische und moralische Grenzen durchbrechen und sich gegen jedwede soziale Nachhaltigkeit richten: „Denn die Wurzel aller Übel ist die Habsucht“, ermahnt uns 1. Timotheus in Kapitel 6, Vers 10. Es braucht zweifelsohne einen beschleunigenden Effekt, durch den die Mehrung des Volkseinkommens gerade in spezifischen Gesellschaftsschichten gebremst wird und die Betriebe zum Abbau ihrer immensen Rücklagen durch Verschiebung des Kapitals in Innovation und Transformation angehalten sind.

Denn es obliegt ihnen, durch den Mangel an Ressourcen in neue Technologien und alternative Produkte umzusteigen und damit sich und die Verbraucher zum veränderten Konsumverhalten anzuregen. Nur so kann die Beschäftigtenzahl gesteigert und eine Rentengarantie auch ohne Anhebung des Einstiegsalters erreicht werden. Derart einfach, wie es sich einige Ökonomen Deutschlands machen, ist es nämlich nicht.

Zwischen Sehnsucht und Enttäuschung...

Ich war schon früh von Kirche und Glaube fasziniert. Bereits beim Krippenspiel hatte ich stets eine feste Rolle, arbeitete mich vom Schaf zum Jesus hoch. Nach meiner Konfirmation übernahm ich Aufgaben in der Jugendarbeit, gestaltete Gottesdienste mit und war auch musikalisch fast jeden Sonntag aktiv. Zweifelsohne war meine Entscheidung, später einmal selbst Pfarrer werden zu wollen, schon während der Oberstufe gereift. Wenn da nicht während meiner Pubertät eine schwerwiegende psychische Erkrankung herangewachsen wäre.

Mit 17 Jahren war meine Zwangserkrankung voll ausgebrochen, psychiatrische und psychotherapeutische Hilfe wurden notwendig. Trotz der erheblichen Mehrbelastung stemmte ich mein Abitur mit gutem Ergebnis, wenngleich ich danach für einige Monate eine stationäre Unterstützung wahrnehmen musste. Nach meiner Rückkehr stand dann für mich eigentlich fest:

Mit großer Leidenschaft und Hingabe wollte ich mein Theologie-Studium beginnen. Doch die Kirche fand das wohl keine passende Idee. Als ich mich über die Studienplätze informieren wollte und hierfür ein seelsorgerliches Gespräch mit einem klerikalen Amtsträger führte, spürte ich von Beginn an seine große Zurückhaltung und das Misstrauen mir gegenüber.

Die sehr direkte Aussage seinerseits schockierte mich dann aber schon: „Psychisch kranke Seelsorger braucht die Kirche nicht!“. Ja, solch eine Ansage hat gesessen – und in wenigen Sekunden einen ganzen Lebenstraum zerstört. Denn auch wenn es sich vielleicht nur um die Feststellung eines einzelnen Kirchenmitarbeiters handelte, vermochte sie möglicherweise doch eine strukturelle Überzeugung widerspiegeln und machte klar: Die Einrichtung, die in Nächstenliebe gerade den Kranken und Schwachen verbunden sein sollte, tat sich mit der Sensibilität und dem Feingespür in seelsorgerlich heiklen Situationen offenbar sehr schwer.

Zwar hätte ich Einlassungen als singuläre Meinung abtun und mich dennoch selbstbewusst dem Studium zuwenden können, doch in mir war mehr verletzt als lediglich eine stolze Eitelkeit. Immerhin hatte mich diese explizite und unmissverständliche Diskriminierung ins Herz getroffen. Kann und sollte ich Diener einer Kirche werden, die so offenbar und unverblümt meiner Persönlichkeit gegenüber Ablehnung und Herabwürdigung entgegenbrachte? Es brauchte mehrere Wochen, bis ich mich vom Schock erholte. Viele Gespräche brachten mich schlussendlich zur Konsequenz, die mir extrem schwerfiel – mir aber unausweichlich schien: Ich wendete mich einem neuen Studiengang zu und begann die Politikwissenschaften als eine Alternative, die ich weniger aus Überzeugung anging, sondern viel eher in der vermeintlichen Enttäuschung und Zurückweisung durch einen Mann der Kirche. Die menschlichen Abgründe dort hatten nicht nur meine Zustimmung zum Protestantismus, sondern auch zum Gottesglauben in Frage gestellt.

Denn in solchen Augenblicken fällt es schwer, zwischen dem Vater im Himmel und seinem weltlichen Bodenpersonal zu unterscheiden. Was mich hielt, war meine enge Bindung an meine Studierendengemeinde, in der ich stets willkommen gewesen bin und auch fortan meine Gaben einbringen durfte. Auch zu meiner Kirche vor Ort brach ich trotz der Erfahrungen den Kontakt nicht vollständig ab – bis zu dem Moment, als mir dort jegliche ehrenamtliche Aufgabe entzogen worden war. Nein, ins Gesicht sagte man mir nichts, sondern hatte mir kurzerhand eine hauptamtliche Kraft vorgesetzt, die mit sofortiger Wirkung meinen Platz einnahm. Hinter den Kulissen erfuhr ich, wonach man mir nach mehr als 800 Stunden freiwilligen Engagements für meine Gemeinde „Unzuverlässigkeit“ vorwarf, weil ich gesundheitlich nicht mehr in der Lage war, diese mehrmals wöchentlichen Nachmittage für die Kirche tätig zu sein. Dass dieser Vorwand aber nur die Spitze des Eisbergs gewesen sein musste, wurde mir durch einen vertraulichen Brief bewusst: Ein Gemeindeglied wandte sich anonym an mich und steckte mir zu:

„Zusammenfassend waren einige Kirchengemeinderäte aufgrund Ihres Single-Lebens davon überzeugt, dass Sie homosexuell veranlagt sein müssen – deshalb wurden Sie von der Leitung aus der Übernahme weiterer Funktionen, vor allem in der Jugendarbeit, ausgeschlossen“. Diese Darstellung passte gut in die Wahrnehmung meinerseits: Früher mir sehr verbundene Mitchristen wechselten neuerdings die Straßenseite, wenn sie mich kommen sahen. Hinter vorgehaltener Hand war mein Privatleben bis aufs Kleinste rekonstruiert worden. Sogar meine Gänge zum Psychotherapeuten wurden beobachtet. Und während ich vor einem riesigen Scherbenhaufen meiner kirchlichen Verbundenheit stand und das Geschehene überhaupt nicht begreifen konnte, wuchs die Verbitterung in mir beständig an. Kann ich solch einer Institution weiter angehören, die mir auf meinen mittlerweile auch körperlich stark reduzierten Zustand lediglich die Antwort gab: „Hätten Sie einmal mehr gebetet, wäre Ihnen all das nicht passiert!“ – oder war es an der Zeit für mich, einen Schlussstrich zu ziehen?

Der Versuch, mich umgemeinden zu lassen, scheiterte an der merkwürdigerweise durch alle Pfarrhäuser der Umgebung gehenden Ablehnung meines Gesuchs zur Aufnahme. Und auf meine „Theodizée“-Frage wollte mir auch niemand Antwort geben.

Kirche würde sich nicht verändern und reformieren, wenn die Unzufriedenen von Bord gingen. Diesen weisen Spruch hörte ich aus meinem Freundeskreis sodann desöfteren. Allerdings: Wann ist die Grenze der Ertragbaren erreicht? Und wie stand es eigentlich um meinen Gottesglauben angesichts der Erkenntnis, dass wohl zumindest seine Kirche Menschen zu selektieren versuchte? Es dauerte Monate, bis ich eines Morgens mit der Gewissheit aufstand: Es geht nicht mehr! Ich möchte und kann ihr nicht länger angehören. Ich hatte gehadert und mit mir gerungen. Aber ich hatte nicht eben nur einen erheblichen Teil meiner geistlichen Überzeugung verloren, sondern vor allem den Halt in der Kirche. Trotz meiner Anstrengungen getreu des Mottos „Schwamm drüber!“ war es mir nicht gelungen, den entstandenen Graben zu kitten.

Immer wieder machte ich mir selbst Vorwürfe: War vielleicht ich der Schuldige, der nun aus Missmut die Segel strich?

Im weiteren Verlauf wendete ich mich der humanistischen Szene zu. Meine ehemalige Kirche war mir mittlerweile egal, stattdessen stimmte ich in manch pauschale Verunglimpfung mit ein, die gerade von den evolutionären Humanisten gegenüber den Konfessionen verbreitet wurde – und ging zeitweise in meiner Wut über die Institution auf.

Was sich allerdings im tiefen Innersten nicht verbergen ließ, das war meine grundständige Sehnsucht nach Gott, an dessen Existenz ich zwar immer öfter zweifelte, der mich aber nicht losließ. Im Nachhinein würde ich sagen: Gerade dieses kleine Flämmchen, das in meiner Seele loderte, macht seine fortdauernde Gegenwart offenbar.

Es vergingen mehrere Jahre und ich merkte eine zunehmende Unzufriedenheit mit meiner Situation inmitten von Lästerern über Kirche und Glaube.

Im Gegensatz zu ihnen war mir nämlich stets meine Verantwortung bewusst: Aus meiner persönlichen Erfahrung mit der Organisation und ihren Mitarbeitern wollte ich keinesfalls einem Anderen die Legitimation der Religion und Freiheit des Bekenntnisses zu Gott absprechen.

Es war ein Pfarrerwechsel und eine Einladung zum Trauergottesdienst für meine verstorbene Oma, der mich zum ersten Mal wieder in eine Kirche brachte. Und auch wenn sich aus dieser guten Begegnung am Ende doch keine dauerhafte Rückkehr entwickelte und man mir noch immer vorwarf, dass ich mit meiner liberalen Überzeugung von Gott und Schrift „Eulen nach Athen tragen würde“, habe ich mich versöhnt.

Ich habe die Hand ausgestreckt, das war mir wichtig. Ich wünsche der Kirche nichts Schlechtes. Auch wenn für mich dort aktuell kein Platz scheint. Ich war, bin und bleibe Christ – evangelisch aus tiefer Verbundenheit und wegen meines Glaubens.

Mittlerweile habe ich mich in Seelsorge und zum Prädikanten fortgebildet, meine Leidenschaft an Theologie und Philosophie ist zurückgekehrt und ich empfinde wieder eine unvoreingenommene Nähe zu Gott, mit dem ich in Dialog stehe und den ich nicht mehr für manches Fehlverhalten von Mitmenschen haftbar mache...

Der liebe Gott zittert
auch manchmal...

„Bei Ihnen ist es bisher auch nicht so rosig gelaufen“ – Mit diesen Worten empfing mich der behandelnde Arzt vor rund zwei Jahren, als ich nach einem schweren Nierenversagen wieder vollends bei mir war. „52 Diagnosen von Asthma über Diabetes, Lebertumor, Muskelschwund, Nervenleiden, Psychose und Zwangsstörung – da ist ja fast alles dabei“.

Nun ja, ich hätte mir wahrlich auch eine etwas feinfühligere Botschaft nach der Rückkehr aus dem lebensbedrohlichen Zustand erhofft, als ich aus dem Tunnel zwischen Diesseits und Jenseits wieder zurückgekommen und nicht zum ersten Mal dem Tod von der Schippe gesprungen war.

Aber es war schon nicht ganz falsch: Bereits in früher Jugend hatte ich begonnen, die auf dem Weg liegenden Krankheiten aufzusammeln und zu meinem Eigen zu erklären.

Zweifelsohne war mein Leben nicht so gelaufen, wie ich mir das erhofft hatte. Abitur mit Hängen und Würgen, Studienabbruch, immerhin erfolgreiche Aus- und Weiterbildungen und dreizehn Jahre Selbstständigkeit, danach aber erwerbsunfähig und heute pflegebedürftig.

Eine steile Karriere sieht vielleicht anders aus. Allerdings gehört es heute zu meinem Wesen, das Glas stets als halbvoll zu betrachten. Denn wir sollten uns nicht immer an dem messen, was hätte besser laufen können. Blicken wir auf Not und Elend in dieser Welt, dann relativiert sich doch manch eigenes Leiden.

Diese Gelassenheit habe ich allerdings nicht immer in mir gehabt. Allzu oft kamen mir in der Vergangenheit die Worte Jesu in den Sinn: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“.

Diese Anklage ist menschlich, denn die scheinbar unauflösbare Theodizée-Frage lässt uns Geschöpfe nicht selten ratlos zurück.

Weshalb kann es ein himmlischer, allmächtiger und gutmütiger Vater zulassen, dass seine Kinder in so ungerechter Weise vom Schicksal heimgesucht werden?

Kriege, Krankheiten, Naturkatastrophen – sie treffen oftmals die Ärmsten und Schwächsten, scheinen sinnlos und willkürlich zu sein. Dabei besagt doch unser christlicher Glaube eigentlich, dass Gott die Kraft und Stärke hätte, in das Geschehen auf der Erde einzugreifen. Doch wieso merken wir davon kaum etwas?

2019 hatte ich nach einem jahrelangen Ärztemarathon ein Gespräch mit einem Neurologen. Mein Tremor, die psychomotorische Verlangsamung und eine ausgeprägte Körpersteifigkeit hatten die Mediziner früh an ein Parkinson-Syndrom denken lassen. Doch mit meinem damaligen Alter von 34 Jahren wäre das eher ungewöhnlich gewesen, wenngleich die „Schüttellähmung“ keinesfalls eine ausschließliche Erkrankung von Senioren ist.

„Wissen Sie“, sagte ich zu dem Arzt, „der liebe Gott zittert auch manchmal, das stört ihn und mich überhaupt nicht. Aber wenn Sie mir zumindest eine Diagnose stellen könnten und mich von dieser Ungewissheit befreien könnten, wäre mir schon wirklich geholfen“. Denn besonders die Frage nach einer Behandlung und Therapie hatten mir Hoffnung gemacht. Dafür bedurfte es aber einer Klarheit über die Ursache meiner Symptome. „Lassen Sie uns noch ein paar Untersuchungen machen, dann haben wir die Lösung“, entgegnete er mir.

Ich nahm meinen Gehstock und wollte mich der Tür zuwenden. „Ach, Moment. Setzen Sie sich doch noch einmal hin“, rief er mir nach. „Sie strahlen eine unglaubliche Ruhe und Gelassenheit aus. Dabei umfasst ihre Krankente mittlerweile mehrere Meter. Wie schaffen Sie das?“, fragte er mich.

Meine Antwort war relativ kurz: „Ich habe mein Gottesbild geändert“, entgegnete ich ihm – und fing an zu erzählen. „Tun wir ihm nicht Unrecht damit, wenn wir ihn immer nur dann anrufen, wenn es uns schlecht geht?

Ist es wirklich fair, ihn für alles Übel verantwortlich zu machen – und sobald es uns wieder besser geht, verschwindet er aus unserer Aufmerksamkeit?“.

Bereits im 1. Buch Mose wird deutlich, dass Gott uns das größte Geschenk gemacht hat, das Eltern ihren Jüngsten überhaupt geben können. Gott hat uns zu selbstständigen, freien und entscheidungsfähigen Wesen gemacht, die über ihr Leben ganz wesentlich mitbestimmen.

Sie sind in der Lage, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden – und ihre Existenz in die eigenen Hände zu nehmen. Gott traut uns zu, dass wir unsere irdischen Jahre meistern können. Und er schenkt uns das Vertrauen, dass wir auch schlimme Phasen bewältigen können. Denn, so ist es meine Überzeugung mittlerweile, ohne das Leid kann es auch kein Wachstum geben.

Die christliche Parabel der Auferstehung wäre nicht möglich gewesen, wenn Jesus nicht zuvor das Kreuz hätte tragen müssen und durch den Überlebenskampf am Kreuz gegangen wäre.

Viele unserer Krisen auf dem Globus sind menschengemacht. Wären wir lernfähig, wenn Gott uns jedes Mal vor der heißen Herdplatte bewahren würde? Wir würden nicht erkennen, dass gewisse Erfahrungen nötig sind, um daraus Lehren ziehen und unser künftiges Verhalten ändern zu können. Ist derjenige, der vermeintlich in Millionen und Milliarden schwimmt und subjektiv auf der Welle des Glücks und der ewigen Gesundheit zu reiten vermag, tatsächlich der Zufriedenere? Oder nicht vielleicht doch eher der Hilflose, sobald etwas nicht nach seinem Plan läuft?

Lediglich diejenigen, die gestürzt sind, können sich auch wieder aufrichten – und wissen, dass aus dem Zusammenbruch Neues entsteht. Es braucht eine Katharsis, um zu entdecken, dass wir nicht auf dem Boden liegend zurückgelassen werden. Denn unsere Anwürfe an Gott, er würde uns im Dreck alleine kauern und weinen lassen, stimmen einfach nicht. Viel eher wirkt er durch Zeichen, die wir in der Not nicht als die seinigen zu deuten vermögen.

Es ist die Solidarität unserer Mitmenschen, durch die Gottes Gegenwart und Hilfe deutlich wird.

Ich erinnere mich gut, wie mir in den bangeren Stunden meines Lebens immer wieder die Hand gereicht wurde.

Durch meine Angehörigen, die mir Mut zusprachen, mich am Krankenbett besuchten und mir Hoffnung gaben.

Durch Freunde und Kollegen, die durch ihre kleinen Gesten ihren Rückhalt zum Ausdruck brachten. Durch völlig Unbeteiligte, die Hilfe und Unterstützung anboten.

Heute ist es mein fester Glaube, dass Einschnitte in unserer Biografie wichtig sind. Wir können das Wunder unseres hiesigen Daseins nur dann erfassen, wenn wir gelitten haben.

Sicherlich ist die Verteilung des Leids nach unserem menschlichen Ermessen unangemessen.

Allerdings sollten wir aus der vor allem europäisch kultivierten Sichtweise, wonach Drangsal und Pein ausschließlich schrecklich seien, keine voreiligen Schlüsse ziehen. Unser Gejammer und Gemecker sind oftmals groß, aber auch wehleidig. Gottes Antwort und Eingreifen in die Dramatik der Welt folgen nicht auf dem Fuße. Stattdessen wirkt er erst dann, wenn er es für richtig hält – und wenn wir schon nicht mehr damit gerechnet haben.

Unsere Erwartung, dass er Leiden verhindert, um uns vor jedweder Bedrängnis zu verschonen, ist überaus nachvollziehbar und allzu diesseitig. Gott ist kein Airbag, aber Ersthelfer. Er wendet die Unfälle in unserem Leben nicht ab, weil er uns nicht die wertvolle Erfahrung der Auferstehung nehmen möchte. Stattdessen schickt er uns sein Erbarmen, indem er durch Humanität wirkt und unsere Nächsten als Werkzeuge für das Entfliehen aus der Not eifrig nutzt. Untätigkeit können wir ihm wahrlich nicht vorwerfen. Viel eher steht es uns gut zu Gesicht, nicht im Selbstmitleid zu versinken, sondern seine Symbole der Ermutigung wahrzunehmen.

Nachdem meine Parkinson-Diagnose mittlerweile gesichert ist, habe ich das Hadern überwunden. Viel eher bin ich dankbar über all diese Zeichen des Miteinanders: Ob Ärzte und Therapeuten, ob Eltern oder Bekannte, ob Nachbarn und Mitbürger im Alltag, die mir beistehen, ihn zu bewältigen: Sie alle lassen mich nicht allein zurück. Und das ist keine Selbstverständlichkeit, sondern Gottes Gegenwart. Insofern möge er uns die Augen öffnen, die positiven Dinge wertzuschätzen und den Moment zu genießen. Schnelllebigkeit nimmt uns den frohen Mut und die Zufriedenheit, die für das Durchstehen von Krisen notwendig sind. Erinnern wir uns daran: Nur wer gedemütigt war, kennt die Perspektive des Horizonts. Leiden neu verstehen: Schwierig, aber eine Chance!

Die Bibelzitate in diesem Buch sind der Einheitsübersetzung und der Lutherbibel entnommen worden. Die Liedpassagen entstammen dem Evangelischen Gesangbuch:

EU 2016 – Katholische Bibelanstalt (2016): Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Stuttgart: Vollständig durchgesehene und überarbeitete Ausgabe.

LUT 1912 – Deutsche Bibelgesellschaft (1986): Lutherbibel 1912. Stuttgart: Revidierte Fassung.

EG – Evangelischer Presseverband für Baden e.V. (1995): Evangelisches Gesangbuch. Ausgabe für die Evangelische Landeskirche in Baden, Karlsruhe: 1. Auflage.

© 2022 Dennis Riehle